

---

Klaus Tenfelde

## Ruhrstadt - Historische Prägung der Region

---

*Prof. Dr. Klaus Tenfelde, geb. 1944 in Erkelenz, Lehre als Bergmann, Studium der Geschichte, Germanistik, Pädagogik und Philosophie in Münster und am Hamilton College/USA, lehrt Sozialgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Er ist Geschäftsführender Leiter des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung der Ruhr- Universität Bochum.*

---

Jährlich im August findet die Cranger Kirmes statt. Für diejenigen, die an sich besser mit der Topographie der „Wies'n“ in München vertraut sind, sei der Ort genauer bezeichnet: Crange liegt westlich von Herne und gehört zu dieser nun auch schon einhundert] ährigen Großstadt. Aber die Cranger Kirmes ist älter als Heme und sogar noch viel älter als das Münchener Oktoberfest, mit dem sie immerhin ihren Ursprung im ländlichen Marktgeschehen teilt.

### Ein kulturelles Ereignis

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist die Cranger Kirmes ein Großereignis im nördlichen Ruhrgebiet gewesen. Es muß dort früher oft ziemlich wild hergegangen sein. Die Menschen sind in hellen Scharen herangeströmt, und sie schlugen sich dort ihre - bei jungen Bergleuten - nicht ganz knapp bemessene Freizeit um die Ohren. Das Staunen über die Seltsamkeiten ferner Länder und Zeiten, zurschaugestellte Kraftmeierei, Budenzauber aller Art, all dies verschaffte Zeitvertreib und Muße, und es paarte sich mit so manchem eher unerquicklichen Ereignis während dieser Tage. Die Zeitungen meldeten die Neuheiten und die Raufereien, manches hatte ein Nachspiel. Man kann sich den Trubel dieser Kirmes heute schwer vergegenwärtigen, weil wenig von dem geblieben ist, was damals als Sensation galt und die Menschen anzog, aber als soziale Konfigurationen solcher Großereignisse sind die wandernden Fahr- und Schaustellergeschäfte und das kommerzialisierte Massenvergnügen gebheben.<sup>1</sup>

Die Menschen, besonders viele junge Männer, die um die Jahrhundertwende nach Crange strömten, darf man sich bunt gemischt und erwartungsfroh vorstellen. Zu vielen Zehntausenden waren junge Männer seit den 1880er Jahren, und erneut mit dem großen konjunkturellen Aufschwung des Ruhrbergbaus seit etwa 1895, überwiegend in die nördliche Ruhr-Region zu den neuen Großschachtanlagen der Emscherzone geströmt. Sie waren fast immer allein gekommen, die allermeisten in ihrem dritten Lebensjahrzehnt,

---

1 Einblicke bietet der Band von Dagmar Kift (Hrsg. (.Kirmes - Kneipe - Kino. Arbeiterkultur im Ruhrgebiet zwischen Kommerz und Kontrolle (1830-1914), Paderborn 1992.

und sie arbeiteten, das läßt sich hier mit Bestimmtheit sagen, ausschließlich im Bergbau: Die großen Hüttenwerke waren eher entlang der Hellweglinie und nunmehr auch am linken Rheinufer entstanden; Oberhausen - das war noch eine Bergbau- und Hüttenstadt zugleich, aber in Bottrop, Gelsenkirchen, Herne und Herten, Recklinghausen und Lünen, später dann in Mari oder Ahlen, da gab es erst einmal nur Bergbau und allenfalls eine aufstrebende chemische Industrie. Herne und Umgebung waren bekannt und berüchtigt für „Polenzechen“ - Belegschaften, die mindestens zu einem Drittel und manchmal zu mehr als der Hälfte aus jungen polnischen Menschen aus dem Osten Preußens bestanden, Frauen gab es in diesen Belegschaften nicht, und überhaupt bot die historische Schwerindustrie Frauen so gut wie keine Arbeitsplätze - aber es fehlte ja auch an Frauen in diesen nördlichen Wachstumsregionen (wie schon eine Generation zuvor auf der Hellweglinie), und darin lag überhaupt der so verborgene wie wichtigste Grund für die Anziehungskraft der Cranger Kirmes: das war eine Kontaktbörse, die einzige vielleicht neben denjenigen alltäglichen, halbfamiliären Beziehungen, die junge Bergleute als Kost- und Schlafgänger in den Werkskolonien anbahnen mochten. Sonst aber waren Arbeit und Freizeit ein eintöniges Allerlei der Männer, und das zumal, wenn es den jungen Bergmann in eines jener unseligen Ledigenheime, in ein „Bullenkloster“, verschlagen hatte. Der Ruhm der Cranger Kirmes zehrte von den vereinseitigten Proportionen der Geschlechter in dieser neuerlichen schwerindustriellen Wachstumszone,

Dieses Jahr Anfang August wurde die Cranger Kirmes in einem Festzelt eröffnet, das den gewohnten Dimensionen jener zehn Tage zu Füßen der Münchener Bavaria in nichts nachstand. Das war ein Zelt, wie es sich der Oktoberfestbesucher aus Herne wohl wünschte: weiträumig, zahlloses Gestühl in der Mitte, umsäumt von den Separées der verabredeten Festbesucher, mit hinreichend Zapfstellen für die aktuellsten Bedürfnisse. Mehr noch, es war ein bayerisches Zelt. Um die Bayern zu ärgern: Es prangte mehr blau als weiß, aber in Rauten und mit vielen Kränzen und Girlanden aus Kunstgebinden. Im Giebel des Festzelts, dort, wo die Offiziellen das Geschehen eröffnen würden, schwebte gar Franz Josef persönlich: eher fleischfarbig und deftig, aber in Wolken gebettet, engelsgleich beflügelt und teuflisch gehört zugleich. Und so spendete der teuflische Engel aus Bayern den Ehrengästen und der Eröffnungsfeier schon einmal vorab die Absolution für das ungebärdige Treiben, das sich in den definierten Räumen unserer Belustigungskultur entfalten darf. Es hat wohl nichts mit Traditionsangel oder gar Traditionsneid zu tun, wenn sich jede öffentliche Großveranstaltung mit Festcharakter heutzutage irgendwann im Alkoholisierungsverlauf mit bayerischen Rhythmen steigert. Wie die Bayern Feste feiern, das ist ein Teil der Nationalkultur geworden, und zwar nicht nur in der Wahrnehmung von außen.

Wer da als Ehrengast geladen war? Der Stadtrat von Herne natürlich, die Mitglieder der Bezirksvertretungen, viele Beamte und Angestellte, Direktoren, Direktoren und sonstwie Leitende, vielleicht die Vorsitzenden der zahlrei-

eben Vereine und weiter das, was die Gegend an Honoratioren hergibt, schließlich dann die regionalen Behördenspitzen - und das reicht von Herne nach Bochum und Arnsberg. Man ist ja auch noch westfälisch, hier im Ruhrgebiet, das gehört zu den verständlichen und auch komischen Bestandteilen dieser urbanen Tradition. Sie kamen mit ihren Damen, am späten Vormittag, ein jeder im Besitz von Verzehrbons und Freikarten für die Fahrgeschäfte am ersten Tag dieser Kirmes. Das Programm der Eröffnung war so beiläufig wie überall sonst: das Lob auf die Kirmes aus dem Munde der Prominenten, die zu erwartende Art musikalischer Darbietungen, zwei laute schottische Scherzbolde und eine blonde Sängerin für diese ältere Festgastgeneration und ihre vergangenen Lieder. Dem Oberbürgermeister gelang der Bieranstich auf Anhieb, nur das Faß war nur ein Fäßlein, alles andere stimmte. Draußen, dicht neben den Toilettenwagen, wälzten sich bereits die ersten Menschentrauben an den Buden, Imbissen und Fahrgeschäften vorbei. Das Gejaule der Lautsprecher begann.

Sicher, so oder ähnlich spielt sich das heute vieltausendfach in deutschen Städten ab. In Crange war bergmännische Tradition nur noch ganz am Rande zu bemerken, obwohl die Gegend noch stark vom Bergbau lebt und demnächst darin neue Einschnitte zu gewärtigen hat. Die alten Symbole, ein bißchen Arschleder und Federbusch, „Glückauf als Gruß und Redenschluß, aber der Steiger, der ansonsten im Ruhrgebiet bei jeder großen Veranstaltung immer noch mit Inbrunst besungen wird (er war früher unter Tage oftmals der bestgehaßte Antreiber, die Polen nannten ihn „dicken Balg“), er kam diesmal nicht. Feiern kann man hierzulande mindestens so gut wie überall sonst. Man feierte selbst, als es wenig zu feiern gab, die Lust verdeckt den Frust. Symbolgeladen, liegt die Cranger Kirmesfläche weiträumig am Rhein-Herne-Kanal zwischen Brachen und alten wie neueren Industriebauten, die Gegend ist typisch für das nördliche Ruhrgebiet: alles irgendwie bebaut, hastig errichtet, semiurban, immer durchmischt mit dem Wohnen und den kleinen, dazugehörigen Dienstleistungen. Es ist nicht die Gegend der grün eingewachsenen Einfamilienhäuser. Von Bochum nach Herne schon ändert sich die Sprache der Menschen, so groß ist Ruhrstadt. Jürgen von Manger bekannte sich zu Herne, was dort gern erinnert wird.

### **Das schwerindustrielle Jahrhundert**

Unter der Decke des Vergnügungskommerzes ist kaum noch zu spüren, was das Ruhrgebiet einst ausgemacht hat, selbst hier im Norden nicht - Ruhrstadt ist anders. Nur selten noch, nachts etwa, bei Regen und im November, kommen Wahrnehmungen auf, wie Böll und Chargesheimer sie noch vor vierzig Jahren in Wort und Bild fassen konnten, bedrückend und Hebevoll zugleich, Heimat trotz alledem.<sup>2</sup> Wo, das ist vielfach der Fall, die Riesenbrachen noch nicht verplant sind, erobert die Natur ganz selbstverständlich zurück, was einst lärmte und qualmte; große Biotope entstehen inmitten der

---

<sup>2</sup> Böll/Chargesheimer, Im Ruhrgebiet. Köln/Berlin 1958.

steinernen Meere. Manchmal Stück für Stück wie beim Gelände des Bochumer Vereins oder zwischen Gußstahlfabrik und Segeroth in Essen, manchmal in Riesenschüben wie in Oberhausens Neuer Mitte, eigen und ideenreich wie auf Zollern und Zollverein, oft zaghaft nur geschieht etwas, zu groß sind die Pläne, die die Ruhrstadt braucht. Der Boden selbst ist das Problem - am wenigsten noch, wo Halden stehen, schlimmer dort, wo es jahrzehntelang tropfte und wo hingekippt wurde. Das ist die schwerste Umwelt-Erbschaft der Republik. Das Jahrhundert der Schwerindustrie hat sie hinterlassen, aber larmoyant ist hier keiner.

Das Ausmaß der schwerindustriellen Prägung, unter der das Ruhrgebiet von der Mitte des 19. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts geblüht und gelitten hat, übertraf alle vergleichbaren Regionen der Welt. Überall sonst siedelten Bergbau und Hüttenwerke, durch die Lagerungsverhältnisse des Gebirges und die Standortbeziehungen bedingt, zwar auch in regionalen Ballungen oder punktuell, aber oft doch in Nachbarschaft zu bestehenden, anderen Industrien oder zu älteren Städtelandschaften. Eine solche gab es zwar - von Duisburg über Essen und Bochum nach Donmünd - auch in der anfänglich dünn besiedelten Region zwischen Ruhr und Lippe. Aber das Siedlungsbild der Region ist durch die Industrialisierung beinahe völlig neugestaltet worden.

Die Schwerindustrie trug und erhielt das Bevölkerungswachstum und die Städtebildung in der Region. Dieses schwerindustrielle Jahrhundert wäre kürzer gewesen, wenn nicht die politischen Ereignisse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dem Bergbau und der Hüttenindustrie eine gewisse Überlebensfrist verschafft hätten, denn die künftig mögliche Versorgung mit alternativen Energien und der langfristige Rückgang des Stahlbedarfs zeichneten sich vermutlich schon in den 1920er Jahren ab. Freilich war so schnell nicht abzusehen, daß mit dem weltweiten Zusammenwachsen der Wirtschaft künftig weitaus kostengünstigere Lagerstätten und Produktionsbedingungen die nationalen Energie- und Rohstoffmärkte in Europa zusätzlich einengen würden. Seit etwa 1924 belehrte aber der Kostendruck die Unternehmen über die Entwicklung auf den künftigen Märkten, und die Weltwirtschaftskrise, die seit 1930 hereinbrach, ist gerade durch die hohe Krisenempfindlichkeit dieses Bereichs der Grundstoffindustrie mitverursacht und verschärft worden. Seit Mitte der 1930er Jahre verliehen die Aufrüstungszwänge der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik, nach 1945 die Rekonstruktionsbedürfnisse der europäischen Volkswirtschaften, dem schwerindustriellen Sektor eher künstliche Nachfrageimpulse und damit eine sozusagen unnötige Atempause. Das lief gut bis in die 1950er Jahre, ja, die Wachstumschancen bei Kohle und Stahl schienen zunächst noch ungebrochen, zumal die Ostblockstaaten ihr wirtschaftliches Heil gleichfalls noch auf diesem Felde suchten.

Viel spricht also für die Annahme, daß unter der Bedingung eines dauerhaften Völkerfriedens der Strukturwandel deutlich früher eingesetzt hätte. Ungebrochen oder doch nur unterbrochen von eher kurzen Absatz- und

Preiskrisen, verlief die Wachstumskurve indessen bis kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges. In zwei großen Wachstumsschüben zeichnete die Schwerindustrie die Topographie des Ruhrgebiets: zunächst in jener Phase von etwa 1850 bis 1873, in die man heute die Industrielle Revolution Deutschlands datiert und in deren Verlauf Kohle und Stahl darin die Führungsrolle übernahmen, zweitens dann in der großen Wachstumsphase von 1895 bis zum Kriegsausbruch, in der sich der Bergbau endgültig nördlich der Hellweglinie etablierte und in der die beiden Leitindustrien der Region ihre gesamtwirtschaftliche Führungsrolle noch weitgehend bewahrten. Die Zwischenphase von etwa 1873 bis 1895 war nicht etwa durch Schrumpfung oder Stagnation bestimmt, ganz im Gegenteil, allerdings beengte die damals überwiegende Preisdeflation die Gewinnerwartungen und damit die Investitionsmöglichkeiten, so daß sich das Wachstumstempo verzögerte und zeitweilig in der Region große Arbeitslosigkeit herrschte.

Wenn hier zusammenfassend von „Schwerindustrie“ die Rede ist, so muß man sich vergegenwärtigen, daß die frühe Formierung der Region noch sehr stark von der Erwartung künftig reicher Erzförderungen getragen war. Frier wurde also eine Standorterwartung vorweggenommen, die so später nicht eintraf: Die Gutehoffnungshütte bei Oberhausen hatte schon im 18. Jahrhundert die im Ruhrgebiet vorkommenden Raseneisenerze verhüttet, und im Zuge der geologischen Erschließung wurden „Blackband“-Gänge bekannt, die sich vereinzelt im Steinkohlengebirge finden. Noch entscheidender dürfte allerdings die langfristige Sicherung der Standortqualität durch den frühzeitigen Bau der Köln-Mindener Eisenbahn von Hamm aus durch das nördliche Ruhrgebiet, bei Duisburg südwärts schwenkend, gewesen sein: Um diese Bahnlinie rankte sich fortan die Eisenbahnerschließung, ausgreifend nach Süden in das Bergisch-Märkische Gewerbegebiet, und das Ruhrgebiet selbst bald mit unzähligen Seitenbahnen und Zechenanschlüssen durchwebend. Weniger die große alte Handelsstraße, der Hellweg, der das Revier vom Westen zum Osten durchzieht, als vielmehr die Eisenbahnlinien, die sich für den Transport industrieller Massengüter sehr viel besser eigneten, bestimmten deshalb die Ansiedlungen der neuen Zechen und Hüttenwerke seit der Jahrhundertmitte. Die Eisenbahnen gruben ihre Linien in das Gesicht des Ruhrgebiets.

Wenn die Eisenbahnstrecken zunächst die Standortwahl der neuen Kapitalgesellschaften, aber auch die Ausdehnung der bestehenden Städte und jedenfalls die Topographie der neuen Siedlungen bestimmten, so formte, umgekehrt, der große Flächenbedarf dieser Kapitalgesellschaften das Gesicht der Landschaft kräftig mit. Dieser Flächenbedarf ging an sich eher von den Hüttenwerken als von den Zechen aus, aber auch die letzteren kauften kräftig hinzu, als die Übertageanlagen durch Kokereien und Brikettfabriken Ausdehnung erfuhren und für die Zukunft langwierige Regressforderungen aus Bergschäden drohten. Damals noch am Rande der kleinen alten Städte und der Kirhdörfer entstanden die riesigen Werksbezirke, um die die Städte dann

herumwucherten. Deren Wachstum gewann erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, und zögernd nur, planvolle Konturen. In drei großen Eingemeindungswellen, bis in die 1920er Jahre, vollendete sich die Stadtbildung und umschloß nun mit neuen Großstadtbezirken riesige Gewerbeflächen. Nirgendwo sonst haben Kanäle und Eisenbahnlinien, Straßen und, seit Hitler und erneut in den sechziger Jahren, Autobahnen, riesige Gewerbebezirke und Wohnlagen, eine ehemals so typische Natur- und Kirchdorflandschaft gleichermaßen verändert. Städtisch, urban war sie damit noch keineswegs. Erst seit dem Rückzug der Schwerindustrie gewinnt die Region, nachholend, an Urbanität. Das hat sich am Hellweg längst vollzogen und greift nun nach Norden.

### **Das soziale Gesicht der Schwerindustrie**

Zunächst rein äußerlich hat die Schwerindustrie im Städtebild der Region, in ihrer Infrastruktur, in der Funktionsweise und wechselseitigen Abhängigkeit ihrer Zentren, in ihren Branchen und Siedlungen tiefe Furchen hinterlassen. Von ihren Gebäudekomplexen steht noch das meiste, und vieles wird stehenbleiben: steingewordene Zeugnisse des Gewerbefleißes und Denkmäler besonderer Architekturen, die deshalb vielfach bewahrenswert sind. Eher verborgen, knüpft der so geschaffene Stadtraum Verbindungen, definiert Funktionen, füllt Räume aus - die Menschen verhalten und bewegen sich, sie denken und handeln in Räumen, die ihnen ihre Geschichte herübergereicht hat. Kleine und große Städte ändern sich nicht von heute auf morgen. Sie mögen Phasen beschleunigter Veränderungen ihrer äußeren Merkmale erfahren, wie ihnen ja hierzulande seit etlichen Jahren eine seltsame Konfiguration von Glas, Plastik und Stahl als „postmoderne Architektur“<sup>11</sup> übergestülpt wird. Gemessen an solchen Moden sind die Bewegungen der Menschen im Stadtraum seltsam träge. Weniger im Leben des einzelnen, entscheidend vielmehr im generationellen Übergang verändern sich Verhaltensweisen. Und insoweit ist, mögen Raum und Gestalt der Schwerindustrie auch fortwirken, ihr soziales Antlitz unwiederbringlich dahin.

Diese soziale Landschaft des Ruhrgebiets ist zutiefst historisch gewesen. Selbst wenn sich der schwerindustrielle Komplex einmal beleben sollte, würde sie nicht einfach wiedergeboren: Die Arbeitsplätze, die betrieblichen Sozialbeziehungen, die Formen der Konsensbildung, Wohnen und Freizeit, all dies ist längst ganz anders geworden, als es sich im Jahrhundert der Schwerindustrie ausgeprägt hatte. Auch dort also, wo es heute noch Schwerindustrie in der Region gibt, sind mithin die sozialen Verhältnisse ganz andere geworden - viel mehr geprägt, beispielsweise, durch Gegensätze zwischen Facharbeit und Hilfsarbeit, Produktion und Dienstleistung, Leitung und Abhängigkeit, Ansässigkeit und Zuwanderung. Inseln des alten Komplexes haben überlebt, Teilregionen sind noch im Übergang. Aber die alten Zusammenhänge, mit ihnen ziemlich klar umrissene Lebensformen und Orientierungen, sind dahin. Was machte das soziale Gesicht der Schwerindustrie aus?<sup>3</sup>

---

3 Viele Hinweise zum folgenden: Wolfgang Köllmann u. a. (Hrsg.), Das Ruhrgebiet im Industriezeitalter. Geschichte und Entwicklung, 2 Bände, Düsseldorf 1990.

1. Im Mittelpunkt abhängigen schwerindustriellen Daseins stand ein eigener Modus der Familienbildung. Die Hunderttausende jugendlicher Berg- und Hüttenarbeiter, die in den Jahrzehnten raschesten Wachstums in die Region strömten, strebten vor allem danach, das zu verwirklichen, was ihnen in ihren gewohnten Herkunftsbeziehungen in der Regel versagt geblieben war: Sie wünschten dringlich, Familien zu gründen und darin eine regelhafte Lebensform zu gewinnen. Unter allen Berufen haben die Berg- und Hüttenarbeiter zwischen Reichsgründung und Ausbruch des Ersten Weltkrieges besonders früh geheiratet und Familien mit der durchschnittlich zahlreichsten Kinderschar gebildet. Man sann auf Abhilfe, wo und soweit Frauenmangel herrschte, bewog beispielsweise die Daheimgebliebenen, ein Mädchen zu der weiten Reise zu überreden. Wer schon als Frau in der Region geboren war, dem blieb allemal wenig anderes als die Ehe mit einem jungen Arbeiter, denn Erwerbsmöglichkeiten für junge Frauen waren rar, es fehlte an öffentlichen und privaten Dienstleistungen, und die Textilindustrie war zwar anfänglich durchaus vorhanden gewesen, fiel aber um die Jahrhundertwende nicht mehr ins Gewicht. Da blieben vor allem Heimarbeit, schlecht bezahlte Haushaltshilfe, Reinigungsarbeit oder Tätigkeit als Ladenmädchen - und es blieb eine möglichst frühe Eheschließung. Schon deshalb brachten diese Familien viele Kinder hervor, zumal es an der wichtigsten Voraussetzung für Geburtenbeschränkung, an Bildung und Selbstkontrolle, weithin mangelte. Überhaupt taten diese jungen Menschen, was in ihren Herkunftsgebieten immer schon üblich gewesen war: Wenn man die Chance zur Familienbildung wahrzunehmen vermochte, dann begründete man einen möglichst großen Hausstand, denn Kinder schienen mehr als nur Nachwuchs, sie mochten zum Familieneinkommen beitragen und das Alter absichern.

Der Anteil unehelicher Geburten war ziemlich hoch in der schwerindustriellen Arbeitergesellschaft, aber es scheint, daß solche Beziehungen oftmals im nachhinein legitimiert wurden. Jedenfalls aber zwang der unaufhörliche Rhythmus der Geburten zumal die Frauen zurück in die ihnen scheinbar angestammte Rolle. Der schwerindustrielle Modus der Familienexistenz war strukturkonservativ, er hinderte die Frauen an Bildung und Eigenständigkeit. Das im Revier verbreitete Zusammenleben in Werkskolonien bot wenig Ausbruchsmöglichkeiten, es bestätigte vielmehr durch gewollte Nebenbeschäftigungen - Hausgärten, Viehhaltung - gewohnte ländliche Verhaltensformen, wenn auch in einer sehr reduzierten Form. In ihren zweiten Generationen gingen die Zuwandererfamilien schon aufgrund der puren Zahlen weitläufige familiäre Bindungen ein, mittels derer eigene verwandtschaftliche Netzwerke entstanden. Der Verlust dieser Netzwerke ist die notwendige Folge des Rückgangs der Kinderzahl gewesen. Dieser an sich säkulare, in anderen Berufen und in älteren Großstädten schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nachweisbare Geburtenrückgang hat sich in schwerindustriellen Ballungsregionen um mehrere Generationen verzögert. Es scheint, als hätten die Zuwanderungsschübe diese Regionen stets aufs neue mit neuer Fruchtbarkeit versorgt. Das galt noch nach dem Zweiten Weltkrieg, als in großer Zahl

jüngere Vertriebene und Flüchtlinge ins Revier kamen. Ein binnenregionaler Vergleich kann zeigen, daß dort, wo weiter schwerindustrielle Erwerbsformen dominierten, die Gebürtigkeit hoch blieb, während sie im Süden spätestens seit den 1950er Jahren deutlich absank.

2. Der schwerindustrielle Großbetrieb bildete eigene Qualifikationen, Arbeitsprozesse und Organisationsformen heraus. Sie prägten den Prozeß der Belegschaftsbildung, der kaum je über einen längeren Zeitraum verlief, sondern stets möglichst rasch nach Schaffung der Betriebsstätten das jeweils mögliche Optimum an Produktion zu erreichen bestrebt war. Das verlangte schon die Rationalität des Einsatzes sehr erheblicher Kapitalien, deren die Großschachtanlagen mit mehreren tausend Arbeitern, die seit den 1880er Jahren üblich wurden, bedurften. Sowohl in der Hüttenindustrie als auch im Bergbau, in letzterem trotz jahrhundertealten bergmännischen Berufsstolzes, war die geforderte Eingangsqualifikation gering. Sie bestand im wesentlichen aus körperlicher Gesundheit und einiger physischer Kraft. „Wenige Wochen genügten, um junge Arbeiter anzulernen, die in den folgenden Jahren in den Lohnklassen aufsteigen oder knappschaftlich vom Schlepper zum Hauer befördert werden mochten. Man bedenke, daß selbst in der eisenverarbeitenden Industrie, bei Krupp etwa und beim Bochumer Verein, mindestens die Hälfte aller Tätigkeiten etwa die zahlreichen Transportarbeiten innerhalb des Werksgeländes, keinerlei besondere Qualifikationen erforderte. - Diese zahlreichen, durchschnittlich stets ziemlich jungen, oft über große Entfernungen zugewanderten Arbeiter sind in den Betrieben kraftvoll diszipliniert worden. Der berüchtigte Herr-im-Hause-Standpunkt der Grubenbarone und Hüttenmagnaten hatte, mochte er sich auch wesentlich aus gewissen patriarchalischen Traditionen herleiten und mochte er auch durch die politischen Verhältnisse in den Jahrzehnten des Kaiserreichs wirksam unterstützt werden, insofern einen ganz realistischen Hintergrund, Die innerbetrieblichen Hierarchien prägten sich autoritär aus, steter Leistungsdruck, Strafdrohungen und Mißachtung der Würde des einzelnen gehörten zum Alltag. Solche Disziplinierung ergänzte sich wirksam durch Privilegierungen im Rahmen einer neuen betrieblichen Sozialpolitik für diejenigen, die den Erwartungen an Leistung und Wohlverhalten entsprachen. Über die Werksiedlungen gelang symbolisch die Verknüpfung von Arbeit und Familie. Es war, als würde die Trennung dieser beiden Sphären, an sich ein Kennzeichen arbeitsteiliger Industriegesellschaften, in der Schwerindustrie noch für zwei, drei Generationen verzögert.
3. Die Entwicklung der schwerindustriellen Arbeits- und Daseinsverhältnisse verdichtete sich zu einer beinahe idealtypischen Klassenbildung. Nirgendwo sonst wurden so zahlreiche Menschen in arbeitsabhängige Daseinsverhältnisse gezwungen, nirgendwo sonst wurde ihre lebenslange und über die eigene Generation fortdauernde Abhängigkeit gleichermaßen manifest, und nirgendwo sonst entschwand die Unternehmer- und Kapitalistengruppe beinahe vollständig, überließ ihre Interessen innerhalb der Betriebe einem



neuen, hochqualifizierten Führungspersonal, den Managern. Revolutionäre Zeitgenossen mochten in der Arbeiterklasse der Schwerindustrie gar die Avantgarde des Proletariats entdecken. Das bedeutete freilich nicht allzu viel. Klasse zu sein und als Klasse zu handeln, das war durchaus zweierlei. Es waren eben nicht die am deutlichsten Ausgebeuteten, die etwa in Scharen zur Arbeiterbewegung geströmt wären - vielmehr wurzelten die Gewerkschaftsbewegung und auch die Sozialdemokratie am ehesten unter den gebildeten Handwerkern und Facharbeitern in solchen Städten, die über längere gewerblich-industrielle Traditionen verfügten. Nicht, daß im Ruhrgebiet keine Gewerkschaften entstanden wären, bei den Bergleuten bildeten sich diese sogar, stellt man deren früher enge Einbindung in die bergbehördliche Disziplin in Rechnung, vergleichsweise rasch, seit den 1870er Jahren. Aber die anhaltende Durchmischung und Erweiterung der großen Belegschaften schuf und begünstigte gewerkschaftsfremde Loyalitäten, ließ gar bei den Bergleuten die Spaltung der Gewerkschaften in eine christliche und eine sozialdemokratische Richtung erst eigentlich entstehen. Besonders problematisch war der Prozeß der Gewerkschaftsbildung unter Hüttenarbeitern. Sie haben vor 1914 kaum je gestreikt, und fast überall gelang es den Unternehmern, Organisationsversuche zurückzudrängen, egal, mit welchen Mitteln.

Anscheinend hatte die Ausbreitung der Gewerkschafts- und der Arbeiterbewegungen sehr viel mit den generationellen Übergängen innerhalb der Arbeiterklassen zu tun: Die erste Generation der Zuwanderer organisierte sich kaum je, während die ansässigen, deutschsprachigen und wenigstens teilweise an städtische Lebensverhältnisse gewöhnten Berg- und Hüttenarbeiter mindestens schon in Knappenvereinen und bald auch in den Zahlstellen der Gewerkschaften vereinigt werden konnten. Den Zuwanderern waren vermutlich ihre kulturellen Bindungen wichtiger, so daß um die Jahrhundertwende eine zeitweilig sehr starke polnische Gewerkschaftsbewegung entstand; im übrigen wirkte die konfessionell-katholische Milieubildung bis tief in die übrigens mehrheitlich katholische schwerindustrielle Arbeiterschaft hinein und nährte damit die christliche Gewerkschaftsalternative, die nach mehreren vergeblichen Gründungsversuchen seit 1895 Konturen gewann.

Die zweite, besonders zahlreiche Generation der Zuwandererkinder geriet zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg in eine Phase zutiefst zerrüttender politischer und wirtschaftlicher Wechselbäder. Da waren zum einen die Kriegserfahrungen und die rasch enttäuschten Erwartungen, die wohl gerade die schwerindustrielle Arbeiterklasse in die Revolution gesetzt hatte; da waren die entnervenden, an den Rand schierem Überlebens führenden Mangelerscheinungen der Inflationsjahre, da war eine hohe Sockelarbeitslosigkeit seit der Stabilisierungskrise 1924, und all dies gipfelte in einer Arbeitslosigkeit sondergleichen seit 1930, wenn stellenweise mehr als 40 Prozent der Belegschaften in die Arbeitslosigkeit und bald darauf in die pure Wohlfahrtsfürsorge geworfen wurden. Viel spricht dafür, daß gerade die jugendlichen Existenzen sich in dieser zweiten, semiurbanen Zuwanderer-

generation unter den politischen und wirtschaftlichen Umständen der Zwischenkriegszeit zunächst nach links und in der Folge dann durchaus auch nach rechts radikalisierten. Jedenfalls hat die Sozialdemokratie, und haben die „etablierten“ gewerkschaftlichen Verbände, nach sehr beachtlichen Organisationserfolgen vor 1914 und einem riesigen Zuwachs etwa zwischen 1917 und 1922, seither in einem Maße an Mitgliedern eingebüßt, das sie weit hinter den schon 1914 erreichten Stand zurückwarf. Unter den Betriebsräten zahlreicher Belegschaften der Schwerindustrie haben die Kommunisten in den Jahren der Weltwirtschaftskrise eine Mehrheit erreicht.

Die Sozialdemokratisierung der Region wurzelte in der dritten Zuwanderergeneration - natürlich unter ganz anderen politischen Umständen und, trotz des sich Ende der 1950er Jahre anbahnenden Strukturwandels der schwerindustriellen Erwerbsregion, weithin unter dem Schutz und im Windschatten des Sozialstaats.

4. Die Dominanz der Schwerindustrie hat die regionalen Erwerbs- und Schichtungsverhältnisse bis in die 1960er Jahre überaus stark geprägt. Geht man von einer Bevölkerung von etwa 5 Millionen im schwerindustriellen Einzugsfeld des Ruhrgebiets während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus, dann darf man getrost unterstellen, daß 70 bis 80 Prozent der abhängig Beschäftigten unmittelbar oder mittelbar von den Lohnbüros der schwerindustriellen Großbetriebe abhängig waren, wobei diese Dominanz sozusagen von Süden nach Norden wanderte und im Emscher-Lippe-Raum bis heute stark spürbar ist. Die Oberschicht des Ruhrgebiets blieb, nachdem die bäuerlichen Grundbesitzer schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beiseite gedrängt worden waren und die städtischen Honoratioren, die in den Städten der Hellweglinie vierfach seit Generationen ansässig waren, zahlenmäßig nicht sehr ins Gewicht fielen, auf eine kleine Gruppe der hohen Bergbeamten, Gewerken, sonstigen Teilhaber und wenige Bildungsbürger beschränkt; schon die Betriebsführer der Zechen und die Werksführer der Hüttenbetriebe gehörten ihr nicht mehr wirklich an. Sie siedelten denn auch mit Vorbebe am südlichen Rand der Region oder gar in Düsseldorf

In der Mittelschicht überwogen rasch die gutqualifizierten Angestellten, das betriebliche Führungspersonal während das Handwerk relativ zurücktrat. Es gab keine Universität, Bildungsbürger fanden sich mithin vornehmlich als Ärzte oder Rechtsanwälte und allenfalls als Studienräte an den wenigen Gymnasien des Reviers. Denn die nach dem Dreiklassenwahlrecht konstituierten städtischen Gremien waren nirgendwo wirklich um eine Chancengleichheit bemüht, die auch Arbeiterkindern einen Aufstieg über die Bildungsschleuse ermöglicht hätte - Schulgeld wurde bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erhoben. Sicher war die Zahl der Arbeiterkinder als Schüler an Gymnasien im Ruhrgebiet höher als sonstwo, aber das besagte so gut wie nichts, setzt man es in Beziehung zur zahlenmäßigen Bedeutung der Arbeiterklasse - und Überhaupt, was bedeuteten schon jene rund 3 Prozent an Arbeiterkindern, die sich bis in die 1930er Jahre durchschnittlich

unter deutschen Gymnasiasten befunden haben? Entfiel somit die Bildungsschleuse, so reproduzierte sich die Arbeiterklasse wie selbstverständlich in sich selbst, sie setzte ihren Modus in die jeweils nächste Generation fort. An Mittelstand fehlte es im Revier, und die Aufstiegsmöglichkeiten beschränkten sich allenfalls auf handwerkliche Ausbildungen außerhalb der Schwerindustrie, die einen begrenzten sozialen Aufstieg ermöglichen mochten. Nicht zufällig waren Arbeiterväter nachweislich besonders bestrebt, ihren Kindern, wo das nur möglich schien, eine „anständige Lehre“ zu vermitteln. Zumeist war auch das unmöglich, so daß die jungen Menschen dort landeten, wo die Väter schon waren.

Die solchermaßen vereinseitigten sozialen Verhältnisse zogen mit der Schwerindustrie herauf, haben diese begleitet und sind durch sie über Jahrzehnte hinweg stets aufs neue begründet worden. Es war dies eine enge, chancenlose, stets auf sich selbst zurückgeworfene Existenzweise, der man nicht recht nachtrauern mag und sollte. Gewiß, dieses Leben formte den Urgrund einer recht reichen Arbeiterkultur, verhalf zu zahllosen solidarischen Kontakten in Vereinen und Verbänden, und diese Existenz schuf auch Freiheiten und Wertorientierungen, die bewahrenswert scheinen: Solidarität und Hilfsbereitschaft, Verständnisfähigkeit, große Toleranz. Man sollte den schwerindustriellen Daseinskontext jedoch nicht dahingehend mißverstehen, daß auch hier Freiheit von Zwängen, Widerstand und Selbstbewußtsein wurzelten - selbstverständlich war das so, aber in welchen engen Bahnen, unter welchen strukturellen Beschränkungen der individuellen Entfaltung!

### **Bergbau und Gewerkschaft im Strukturwandel**

Die sozialen Einflüsse der Schwerindustrie waren stark transitorischer Art, aber diese Transition währte mindestens drei Generationen. Solange Bergbau und Hüttenindustrie Wachstums- und Durchgangsbeschäftigungen boten, solange sie mithin für Zuwanderer vielfach ländlicher Herkunft und für deren Kindergeneration den weithin dominierenden industriellen Eingangsberuf bildeten, solange regenerierten sich die typischen sozialen Strukturen der schwerindustriellen Ballungsregion. Der krisenhafte Rückgang dieser Beschäftigungsform mußte mittelfristig den Modus jener Lebensweise aushöhlen. Aber der soziale Strukturwandel im Revier hatte mehrere Väter und Mütter.

Zum einen veränderten sich seit den 1950er Jahren in Kernbereichen die Beschäftigungsverhältnisse in der Schwerindustrie selbst. Diese Veränderungen waren einerseits politisch induziert, folgten auf die Veränderung der industriellen Beziehungen durch die Montanmitbestimmung, sie wurden andererseits durch einen fundamentalen Wandel der Produktionsverhältnisse gekennzeichnet, den man getrost als neue technische Revolution der Schwerindustrie bezeichnen darf. Durch die weitere Nordwanderung trotz Zechenstillegungen begünstigt, vollendete sich binnen zweier Jahrzehnte die Mechanisierung der Abbauzonen im Kohlenbergbau, während in der Metallerzeu-

gung, unter gegenüber dem Bergbau leicht verzögerten Schrumpfungskrisen, gleichfalls neue großtechnische Verfahren eingeführt wurden. Dies führte in beiden Industrien zu Produktivitätsschüben, wie sie im Jahrhundert zuvor allenfalls einmal bei der Stahlindustrie auf Grund bestimmter Fortschritte bei den Herstellungsverfahren erreicht worden waren. Schon deshalb war also, bei gleichbleibenden Absatzchancen, ein starker Rückbau der Belegschaften zu erwarten gewesen. In jedem Falle würde die Region an schwerindustrieller Prägung verloren haben.

Damit hing zusammen, daß die Schwerindustrie insgesamt in der Volkswirtschaft nunmehr dauerhaft ihre ehemals liebgeordnete Führungsrolle verlor. In hochentwickelten Industriegesellschaften sinkt, im Verhältnis zur globalen Wertschöpfung, der Rohstoffbedarf deutlich. Überall waren Bergleute und Hüttenmänner innerhalb der diversifizierten Berufsfelder dieser Industriegesellschaften auf dem Rückzug. Dieser Rückzug hat höchst unterschiedliche Formen angenommen, die vergleichend noch kaum erforscht sind. Man kann vermutlich eher konsensuale von eher konfliktorischen, eher gleitende von eher abrupten und eruptiven Rückzugsformen unterscheiden. Anders nun als in diversifizierten Industrielandschaften, wo der marktbedingte Rückzug einzelner Berufsfelder schon deshalb leichter zu kompensieren ist, weil die zu berücksichtigenden Arbeitsplätze relativ weniger bedeutend sind, hinterließen die Dominanzstrukturen der Schwerindustrie überall beinahe trostlose Leere.

Freilich fielen die Jahrzehnte des Rückzugs wenigstens anfänglich in eine weltwirtschaftliche Boomperiode ohnegleichen, die jedenfalls von den westeuropäischen Industrienationen zu einem gleichermaßen beeindruckenden Ausbau ihrer Sozialsysteme genutzt worden ist. Deren Wurzeln reichen in das 19. Jahrhundert zurück, aber seine Blütezeit erreichte der moderne Sozialstaat erst seit den 1950er Jahren. Weithin war begriffen worden, daß Sozialpolitik nicht allein mit Sozialversicherungspolitik zu tun hat, sondern verteilungspolitische Maßnahmen unter Nutzung des Steuerinstruments sowie strukturpolitische Lenkung verlangt. Ein ehemals unter der Herrschaft des Wirtschaftsliberalismus undenkbares Maßnahmenfeld war der Politik verfügbar geworden. Man kann nicht umhin einzuräumen, daß dieses Maßnahmenfeld auf den verschiedenen politischen Hierarchieebenen im Ruhrgebiet seit den 1960er Jahren wirksam genutzt worden ist.

Zu den flankierenden, nicht notwendig vom Strukturwandel in der Schwerindustrie selbst ausgelösten, vielmehr für sich säkularen Entwicklungen, die die Folgen des Strukturwandels abfederten, gehörten ferner der Geburtenrückgang, der nun auch die Familien in den industriellen Eingangsberufen erreichte und nur beiläufig im „Pillenknicke“ gipfelte, sowie die Bildungsrevolution. Sie setzte sich in allen westlichen Industriegesellschaften, mit den USA an der Spitze und mit der Bundesrepublik unter verstärktem Nachholzwang, seit den 1960er Jahren durch. Auch hier wären die Formen und Folgen genauer zu untersuchen, aber soviel läßt sich mindestens für das Ruhrgebiet

festhalten: Erstmals überhaupt erlangten Arbeiterkinder nicht nur in nennenswerter Zahl, auch keineswegs je in den ihrem Bevölkerungsanteil entsprechenden Proportionen, aber doch in sehr bedeutenden Anteilen die Weihen höherer Bildung. Die Abiturientenquote in den Großstädten des Reviers steht heute jener in anderen deutschen Ballungsregionen in keiner Weise nach, eher im Gegenteil, und es verdient Interesse, daß unter den Gymnasiasten die Schülerinnen überwiegen, während die Universitätsgründungen überhaupt inzwischen eine ganze Generation junger Frauen aus den ehemals gerade in der Region stark auf traditionelle Frauenrollen bezogenen Lebenserwartungen befreit haben. Im Jahrzehnt der 1950er Jahre war die schwerindustrielle Beschäftigung noch kaum hinter dem Höchststand aller Zeiten, jenem des Jahres 1922, zurückgefallen; nun erlebten diese zahllosen Familien gleich mehrere Generationsbrüche: jenen in der Beschäftigungsart zwischen Eltern- und Kindergeneration, jenen des Bildungsunterschieds, den zu einer ganz anderen Lebensweise als Kleinfamilie oder Single-Existenz, wie es sie in den Universitätsstädten des Reviers heute so häufig wie überall sonst gibt. Die gewohnte Familienförmigkeit des Daseins nahm rapide ab, und mit ihr versickerten, auch begünstigt durch andere Wohnformen und die generelle Individuierung des Freizeit- und Sozialverhaltens, die gewohnten familiär-nachbarlichen Netzwerke.

Es war dies ein wahrhaft umfassender Prozeß, von dem ich in diesem historischen Essay nur einige wenige Grundzüge und bei weitem nicht alle die sozialen Kosten erwähnen kann, die mit der Veränderung der Lebensentwürfe von Millionen Menschen einhergehen mußten. Es blieben zahllose Schicksale auf der Strecke, die Formen der Armut veränderten sich, die neuartige Leere des Frührentnerdaseins war vielfach schwer zu bewältigen. Aber der nachwachsenden Generation boten sich ungleich vielfältigere Chancen und ein ungleich höheres Maß an möglicher Selbstbestimmung über die Gestaltung des Lebens. Wenn zu den wichtigen, ideellen Zielen einer demokratischen Gesellschaft die Verwirklichung des höchstmöglichen Maßes an Freiheit für eine höchstmögliche Zahl von Menschen gehört, dann hat der Strukturwandel im Ruhrgebiet die Menschen eben auch befreit.

Zu den vorrangigen Agenten des Strukturwandels gehörten gewiß die politischen Instanzen auf den maßgeblichen Hierarchieebenen: die Kommunen, NRW-Landtag und -Landesregierung, schließlich gleichermaßen maßgeblich der Bund. Zu den Agenten gehörten allerdings ferner, nicht weniger bedeutend und mit den politischen Hierarchieebenen vielfach verknüpft, die Verbände und unter ihnen die führende Gewerkschaft der Region, die IG Bergbau und Energie. Hier begegnet uns im Rückblick das vielleicht merkwürdigste Phänomen der gesamten bisher bekannten Gewerkschaftsgeschichte: da arbeitet eine besonders große, weltweit innerhalb ihrer Branche durchaus führende, höchst einflußreiche Gewerkschaft systematisch auf ihr eigenes Überflüssigwerden hin. Mit der dieser Gewerkschaft eigenen pragmatischen Autorität und Konsequenz verdrückt sie sich aus der Geschichte.

Man kann und muß die Einzigartigkeit dieses Prozesses stark betonen. Niemals zuvor in ihrer Geschichte hatte die IG Bergbau und Energie jenes Maß an politischem Einfluß erreicht, das ihr in den 1950er Jahren zufiel - auch nicht in der Revolutionsphase nach dem Ersten Weltkrieg, als Neumitglieder massenhaft in die Gewerkschaften strömten. Unter dem Ziel der Einheitsgewerkschaft erfolgte nach 1945 der Zusammenschluß der christlichen und freigewerkschaftlichen Strömungen, und seither ist bis in die Führungsgruppen hinein, bis hin zu den gewerkschaftsverbundenen Mandatsträgern in den Parlamenten und den Vertretungsorganen der Sozialversicherungen, der christlich-freigewerkschaftliche Proporz mit Sorgfalt gewahrt worden. So hat denn auch diese Gewerkschaft aus ihrer Beziehung zu den Kirchen nie wieder ein Problem werden lassen, ganz im Gegenteil. In zweiter Linie ist in den späten 1940er Jahren der im Bergbau immer schon starke Gewerkschaftsradikalismus, der sich nun in größerer Eindeutigkeit kommunistisch formierte, mit offenbar nicht immer ganz feinen Mitteln (in solchen Mitteln übten sich auch andere Gewerkschaften) beiseite gedrängt worden. Seit den 1950er Jahren erreichte die Gewerkschaft dann Organisationsgrade wie nie zuvor, und derjenige Einfluß, den sie durch die Montanmitbestimmung hinzugewann, stabilisierte sie ungemein und verhalf ihr zu einem Einfluß- und Beziehungsnetz, das sich in der Tat vom bergmännischen Alltag bis in das Bundeskabinett durchwob. Selbstverständlich stellte diese Gewerkschaft, das war immer schon so, Abgeordnete in allen Parlamenten, nun aber auch Minister im Land und im Bund, gleich zwei DGB-Vorsitzende, wirtschafts- und sozialpolitische Fachleute aller Ebenen, die regelmäßig in politische Führungsfunktionen hineinzuwachsen vermochten. Sie entwickelte im Rahmen der Montanmitbestimmung neue Qualifikationen und Führungsfunktionen, ja, mit den Arbeitsdirektoren, eine besondere Elite, deren anhaltende Loyalität zur Gewerkschaftsmutter nie in Frage stand. Sie löste, das war das besondere Geschenk der Montanmitbestimmung, das Dauerproblem der Gewerkschaftsexistenz, die Doppelpoligkeit von betrieblicher und lokaler Meinungs- und Entscheidungsbildung, indem sie durch die überbetriebliche Mitbestimmung den Betriebsräten und ihrem potentiellen Radikalismus ein wirksames, pragmatisierendes Korrektiv entgegensetzen vermochte.

Historiker erwarten üblicherweise, daß die Öffnung neuer Berufsfelder und Wachstumsbranchen über kurz oder lang zumindest im konjunkturellen Aufwind die Gewerkschaftsbildung ungemein verstärkt, den Gewerkschaften mithin Einfluß zuspielt. Der IG Bergbau und Energie gelang das Gegenteil: Sie wahrte nicht nur ihren Einfluß in der Schrumpfungsphase der Schwerindustrie, sie mehrte ihn gar. Als der entscheidende Handlungsträger hat sie die sozialen Konsequenzen des Schrumpfungsprozesses aufwärts gestaltet und abwärts gemildert, indem sie die sich überall, stets aufs neue, anbahnenden Konflikttagen im Zuge dieses Strukturwandels an sich und auf sich zog. Natürlich wurde sie in ihrer Handlungsfähigkeit durch die in ihrer Tradition vermittelte Legitimierung, strukturell aber besonders durch die Eigenart des Bergbaus, begünstigt, regionale Zentren auszubilden und darin die

sozialen Felder dominant zu gestalten. Man kann sagen, daß die ehemalige Dominanz der Schwerindustrie im Strukturwandel durch die Dominanz der Gewerkschaft als Handlungsträgerin noch fortgetragen wurde - mit dem ausschließlichen Ziel, den Menschen die für unabwendbar gehaltenen Übergänge erträglich zu gestalten. Das ist eine riesige Aufgabe gewesen, die mit gewisser Konsequenz im Kohlenkampf dieses Frühjahrs ein letztes Mal die gewohnten Dimensionen erreichte - alle wissen irgendwie, daß sich jenes Band der Solidarität nicht noch einmal knüpfen lassen wird.

Dies ist eine Erfolgsgeschichte im Niedergang, und gewiß werden sich in der Sozial- und Geschichtswissenschaft Stimmen regen, die diesen Weg nach Motiven, Formen und Folgen mit guten Gründen in Frage stellen und nicht nur im Detail kritisieren werden. Für Wirtschafts-, Gewerkschafts- und Sozialhistoriker bietet der Vorgang eine Fülle höchst reizvoller Fragen. Man möge beginnen, indem man die Branchen- und Gewerkschaftspolitik in den beiden ehemaligen Leitbranchen der Industrialisierung, der Textilindustrie und des Bergbaus, seit den 1960er Jahren vergleicht!

### **Ruhrstadt - urbane Kultur nach der Schwerindustrie**

Absehbar wird zu solcher Kritik gehören, was stets schon zu den bewährten Topoi der Gewerkschaftskritik gehört hat: Bürokratismus, Bürokratie, Gängelung und ähnliches. Doch ist im Blick zu behalten, daß die IG Bergbau und Energie seit Jahrzehnten durchgängig die besten Organisationsgrade nicht eben nur bei Arbeitern, sondern auch bei Angestellten gehalten hat. Die Bergleute spürten, daß sie richtig vertreten wurden.

Mittelbar aber hat die hier nur in groben Zügen geschilderte Selbstorientierung dieser Gewerkschaft das Überleben der ganze Region ungemein gefördert. Die Diversifikation der Ruhrkohle AG, in der gewerkschaftlicher Einfluß dank der Montanmitbestimmung bedeutend gewesen ist, hat heute soweit geführt, daß die Konzernbilanz eine höhere Wertschöpfung im nicht-bergbaulichen gegenüber dem bergbaulichen Bereich ausweist. Hier ließen sich wiederum viele Facetten der Strukturförderungs politik, an der Gewerkschafter allerorten in den politischen Gremien beteiligt waren, aufzeigen - auch Fehlwege, Irrwege, auch Subventionsmentalität und deren verzerrende Folgen. Man kann dennoch heute, wiewohl längst nicht alles vollendet ist, mit Gewißheit behaupten, daß die großstädtische Region zwischen Ruhr und Lippe im Strukturwandel nicht stagniert hat oder gar zurückgefallen, zur Städtewüste verkommen ist, sondern mitgehalten hat, ja, als vermutlich weltweit einzige Ballungsregion vom Typus „Schwerindustrie“ in die Zeit nach der Schwerindustrie mit eigenem Profil hineinwachsen wird. Wer nach Nordfrankreich, in die ehemals großen Bergbauregionen Englands, die belgischen schwerindustriellen Gebiete, wer in die Kohleregionen der USA oder auch Oberschlesiens schaut, der wird dem Ruhrgebiet ohne weiteres zubilligen, daß Identität im Strukturwandel der Schwerindustrie nicht verloren, sondern in anderer Weise recht eigentlich gewonnen worden ist.

Man kann diesen Prozeß als einen Übergang von der vereinseitigten industriestädtischen Lebensweise in diejenige der großstädtischen Urbanität beschreiben: Ruhrstadt ist entstanden. Über Jahrzehnte hinweg waren die bergbau- und stahldominierten Ansiedlungshaufen im Ruhrgebiet eher formal geordnet gewesen, die verschiedenen Eingemeindungswellen bis hin zur kommunalen Gebietsreform der 1970er Jahre geben beredtes Zeugnis von den politischen Varianten der kommunalen Ordnung. Viel problematischer war, daß alle Städte, nördlich des Hellwegs noch heute, einen jahrzehntelangen Kampf über den Nachbau ihrer Infrastrukturen führen mußten: Ihre Steuerkraft war niedrig, bis zur Mitte dieses Jahrhunderts fehlte es überall an den erforderlichen Mitteln, um den städtischen Bevölkerungen jene Infrastrukturen zu bieten, wie sie in den gewerblich diversifraerten Großstädten Deutschlands längst schon normal waren: Verkehrsmittel, Einrichtungen der Ver- und Entsorgung, Bildungs- und Kultur-einrichtungen. Überall in der Region waren die Jahrzehnte nach 1945 durch einen Prozeß nachholender Urbanisierung geprägt, der auf der Hellweglinie heute vollendet und südlich davon gar bereits in gewisse Formen postindustrieller De-Urbanisierung übergeleitet worden ist: Das Wohnen gleitet hinüber in das Berggrün beidseits der Ruhr, hier wohnt man heute privilegiert.

Kulturell stellt Ruhrstadt seit Jahrzehnten schon, Kenner wissen dies zu schätzen, die bürgerliche Konventionalität etwa der bayerischen Kulturmetropole bei weitem in den Schatten. Dabei ist der Voneil der Region, ihre Jugendlichkeit, ihr durch Ideenreichtum zustatten gekommen. Eine der wesentlichsten Folgen des Strukturwandels lag eben in der Herausbildung eines neuen regionalen Bürgertums, zusammengesetzt weniger aus Selbständigen, als vielmehr aus mittleren und leitenden Angestellten und Gebildeten, auch aus einer politischen Klasse, die Führungsfunktionen im Strukturwandel wahrgenommen hat. Im Ruhrgebiet ist das Bürgertum, und daran hat die IG Bergbau und Energie vielleicht am wenigsten mitgewirkt, auch weiblicher geworden. Ruhrstadt gibt es als administrativen Bezirk so gut wie nicht, daran hindern landespolitisches Proporzdenken so sehr wie jener eigenartige kommunalpolitische Egoismus, der sich mit der unbezweifelbaren Errungenschaft der kommunalen Selbstverwaltung sozusagen notwendig verbindet. Um die Geschlossenheit und das Profil der Region zu bewahren und zu stärken, bedarf es vermutlich auch nicht notwendig des einheitlichen kommunalpolitischen Handelns, auch wenn mancher Leerlauf dort entsteht, wo koordiniertes Handeln über die Grenzen der Städte, Kreise, Regierungsbezirke und Landschaftsverbände (an solchen Grenzen ist Ruhrstadt besonders reich) hinaus an sich erforderlich wäre. Der Trumpf der Region liegt in ihrer kulturellen Identität. Sie hat, indem sie sich erfolgreich der schwerindustriellen Vereinseitigung entledigte, eine unvergleichliche Geschichte gewonnen, die sie sich nicht eben beiläufig in zahllosen lokalen und regionalen Initiativen, kommunalen Einrichtungen und Museen über Industriekultur seit zwei Jahrzehnten schon erobert. Sie hat erkannt, daß sie ihre steingewordene Vergangenheit nicht abräumen, sondern hinüberführen, gestaltend sich neu aneignen



sollte. Die historische Identität der Schwerindustrie trägt Ruhrstadt als ein die Region nun mehr als zuvor, in urbanen Lebensformen, verknüpfendes Band in die Zukunft. Die Landespolitik in Nordrhein-Westfalen sollte dem Rechnung tragen und Ruhrstadt als eigenen „Landschaftsverband“ konstituieren.